

Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In demselben Augenblick bemerkte Santina auch ihren Freund Benvenuto, der auf einem großen Stein im Meere saß und angelte.

„Aoooooh!“ schrie sie ihm übermütig lustig zu, in der Art der Fischer, wenn sie sich gegenseitig anrufen.

„Aoooooh!“ antwortete er ebenso und winkte ihr.

„Wie sind Sie da hinübergekommen?“ fragte sie wieder.

„Um den Felsen herum,“ antwortete er, „dort, wo das Brett liegt. Sie müssen springen. Nur Mut, es geht. Meersand macht nicht schmutzig.“

Sie ging immer näher, hüpfte von Stein zu Stein und kam so zu einem schmalen Sandstreifen, der zu dem Stein führte, auf dem Benvenuto saß. Nun aber stellte sich erst die Schwierigkeit heraus. Der Stein war so hoch, daß sie allein unmöglich hinaufgelangen konnte. Gleichwohl wollte sie auch nicht unverrichteter Sache wieder umkehren.

„Reichen Sie mir die Hand und ziehen Sie mich hinauf,“ bat sie.

Wenn der junge Student noch Bedenken irgendwelcher Art gehabt hätte, so wären sie wohl bei dem Blick verscheucht worden, mit dem sie ihn ansah und über dem er die Unterredung mit seinem Vater nebst allen Bedenken vergaß, wenn er überhaupt welche gehabt hatte. Er sprang von seinem Sitz auf, stemmte sich mit den weißen Zeugschuhen, die er trug, fest auf den Felsen und hielt ihr beide Hände hin.

„Nur festhalten, Signorina, nicht loslassen, sonst fallen Sie ins Wasser,“ mahnte er.

Im nächsten Augenblick stand sie neben ihm auf dem großen Stein, der übrigens nicht so groß war, daß sie nicht hätten sehr nahe beieinander stehen müssen. Santina wurde etwas befangen und sah sich verlegen um.

Er setzte sich gemächlich wieder zu seiner Angel nieder. „Wollen Sie sich nicht auch setzen, Signorina?“ fragte er. „Sie fallen sonst doch noch ins Wasser, und Ihre Frau Mutter zankt mich dann aus, daß ich nicht besser acht auf Sie gegeben habe.“

„Wohin denn?“ fragte sie drollig.

„Hierher, zu mir. Groß ist der Stein freilich nicht, aber für uns beide langt er gerade noch aus.“

Sie stützte sich leicht auf seine Schulter und ließ sich so neben ihm nieder. Ganz glatt ging diese Unternehmung indessen doch nicht ab. Bei der Berührung mit ihm stieg ihr unwillkürlich eine verräterische Röte ins Gesicht, und sie blickte verstohlen zu ihm nieder, ob er das wohl auch bemerke. Und als sie endlich neben ihm saß, trat noch eine verlegene Pause ein, über die ihnen aber glücklicherweise die Angel hinweghalf, nach der die vier Augen in einer Aufregung hinsahen, als ob mindestens ein Haifisch daran gezappelt hätte.

„Wie hübsch das hier ist!“ sagte sie endlich, als ihre Naivität wieder die Oberhand über alle Befangenheit gewann, und sah sich heiter um.

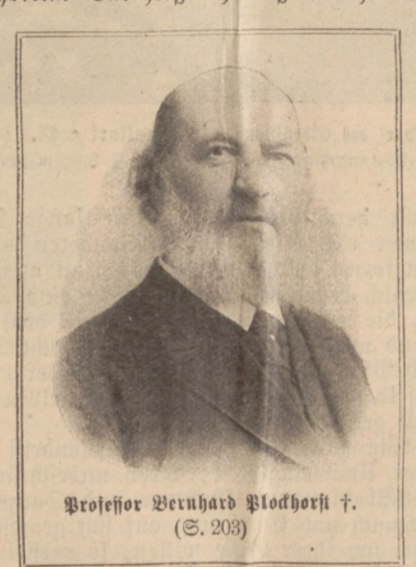
„Und nicht im mindesten heiß,“ ergänzte er.

Sie ließ ihre Blicke über das Meer hinübergleiten, bald da-, bald dorthin.

„Was ist das dort, die alte graue Stadt mit den kleinen verfallenen Häuserchen?“ fragte sie.

„Das ist das alte Pompeji, Signorina. Waren Sie noch nie dort?“

„Nein. Das heißt ich weiß es nicht. Vielleicht als Kind. Aber das ist schon so lange her. Und dort liegt Neapel, nicht wahr?“



Professor Bernhard Plockhorst †. (S. 203)

„Ja. Die große Stadt ist Neapel.“

„Und was ist das dort für eine Insel?“ fragte sie weiter.

„Das ist Ischia, Signorina.“

„Nein, nein, ich meine die ganz kleine Insel, die wie ein runder Kuchen aussieht, neben dem Vorgebirge dort, mit dem großen weißen Haus auf der Spitze.“

Betroffen sah Benvenuto ihr ins Gesicht. „Das ist Nisida, mein Fräulein,“ antwortete er etwas leiser und verwundert.

Kannte sie diese Insel nicht? fragte er sich. Wollte sie ihn zum besten haben?

„Und das große Haus?“ fragte sie weiter. „Was ist das für ein großes weißes Haus, das da auf dem Gipfel von Nisida steht?“

Wieder fiel ein verstohlener Blick aus seinen Augen auf ihr Gesicht, das von ihm fort in der Richtung der Insel Nisida gerichtet war, die sie auch noch mit der kleinen zierlichen Hand näher bezeichnete.

„Das ist das Zuchthaus, mein Fräulein,“ antwortete er noch leiser und wie erstaunt.

„Mein Gott, wie schrecklich! Ein Zuchthaus hier in dieser herrlichen Gegend! Aber das ist ja ganz furchtbar. Sind da auch Menschen drin?“

„Immer. Wozu hätte man es sonst?“

Jetzt sah sie ihm ins Gesicht. Ihre Blicke trafen sich eine Sekunde.

„Sie sagen das so ruhig,“ fuhr sie aufgeregt fort, „als ob Sie das ganz in der Ordnung fänden. Ist das nicht gräßlich, daß hier so nahe bei uns ein Zuchthaus steht?“

„Je nun, man gewöhnt sich daran. Drinnen mag es wohl noch viel gräßlicher zugehen.“

„Ach, die armen, armen Menschen! Ich glaube, ich würde sterben vor Mitleid, wenn ich so etwas sähe,“ rief sie, während es wie ein Schleier über ihr Gesicht fiel.

Mit einem Schlage war Benvenuto überzeugt davon, daß Santina von all den entsetzlichen Geschichten, die sein Vater ihm erzählt, keine Ahnung habe. So weit ging keine Verstellung, dieses Engelsangesicht log nicht, konnte nicht lügen. Wie ein Blitz durchzuckte der Gedanke sein Hirn, daß das junge Mädchen ahnungslos über einem Abgrund taumele. Wenn sie die Wahrheit erfuhr, wenn sie den wirklichen Aufenthalt ihres Vaters während der letzten fünfzehn Jahre kennen lernte, war sie verloren, war alle Jugendfrische, alle Lebensfreude fort.

„Was haben Sie denn, Herr d'Akkiri?“ fragte Santina nach einer kleinen Pause erstaunt und sah ihm in das Gesicht.

„Nichts, nichts,“ erwiderte er verwirrt, „ich dachte nur eben —“

„Nicht wahr, es ist schrecklich? Aber Sie

müssen nicht mehr daran denken. Wir haben ja, Gott sei Dank, nichts mit dem gräßlichen Hause zu schaffen. Sprechen wir von etwas anderem."

„Ja, sprechen wir von etwas anderem," wiederholte er. Aber beide blieben still. Es trat eine ziemlich lange Verlegenheitspause ein, weil keines von beiden so weit Herr seiner Gedanken werden konnte, um der Unterhaltung eine beliebige andere Richtung zu geben. Santina mochte von Benvenuto erwarten, daß er ein anderes Thema anschlage, und beschränkte sich darauf, ihn verstohlen von der Seite zu betrachten. Die Lage, in der sie sich befand, war ihr so neu, so ungewohnt, und er ein so hübscher junger Mann, daß sie darüber vergaß, das Gespräch fortzusetzen, und Benvenuto war von der eben gemachten Entdeckung so aufgeregt, so von allerlei Vorstellungen und Gedanken bestürmt, daß er nichts fand, was er ihr sagen konnte.

„Wie kommt es," begann er endlich wieder, nur um etwas zu sagen, „daß Sie die hübsche Villa Miramar so lange öde und leer stehen ließen?"

„Es gefällt der Mutter hier nicht. Wir wohnen meist in Piemont, oft auch in Tirol und werden auch wieder bald dorthin abreisen."

„Schon bald?" fragte er bestürzt.

„Ja, leider. Wir erwarten hier nur die Ankunft meines Vaters."

„Die Ankunft des Herrn Grafen di Monteverde?"

„Ja. Kennen Sie ihn?"

„Nein. Ich — ich habe nur von ihm sprechen hören."

„Ach, wenn Sie wüßten, wie lieb ich meinen Vater habe und wie ich mich nach ihm sehne. Ursprünglich wollten wir seine Ankunft in Turin erwarten, aber das dauerte mir und wohl auch Mama zu lange, und so habe ich sie so lange gebeten, bis sie mit mir hierher fuhr, wo wir ihn doch zwei Tage früher empfangen können. Ach, wenn es nach mir gegangen wäre, so würde ich ihm bis nach Bahia entgegengefahren sein, nur um ihn einige Wochen früher wiederzusehen."

„Ah, Ihr Herr Vater kommt von Bahia?"

„Ja. Wissen Sie wohl, wo das ist?"

„Gewiß. Es liegt in Brasilien. Wir erhalten manchmal große Ledersendungen von dort."

„Leder? Ich dachte, Sie hätten ein Weingeschäft."

„O bewahre."

Sie sah ihn betroffen an und schien zweifelhaft zu sein, ob ihre Mutter ihr die Unwahrheit gesagt habe oder er es tue. Es lag überhaupt über ihrer Unterhaltung etwas wie ein Schatten, der keine ruhige Vertraulichkeit aufkommen ließ, wie man es doch in ihrer Lage hätte erwarten können und wie sie es selbst wohl auch wünschten. Aber immer, wenn ihre jugendliche Lebhaftigkeit und gegenseitige Zuneigung sie fortreißen wollte, stand ein gewisses Befremden, ein Beobachten zwischen ihnen, das fast wie ein Mißtrauen aussah, denn auch Benvenuto fagte sich, daß die ganze Geschichte, die sie ihm da von ihrem Vater erzählte, vielleicht doch Komödie sei, die aufzuführen sie schon durch lange Jahre gewohnt war.

Die Sonne ging unter. Sie trennten sich, aber der Schatten, der über ihnen lag, wollte nicht weichen.

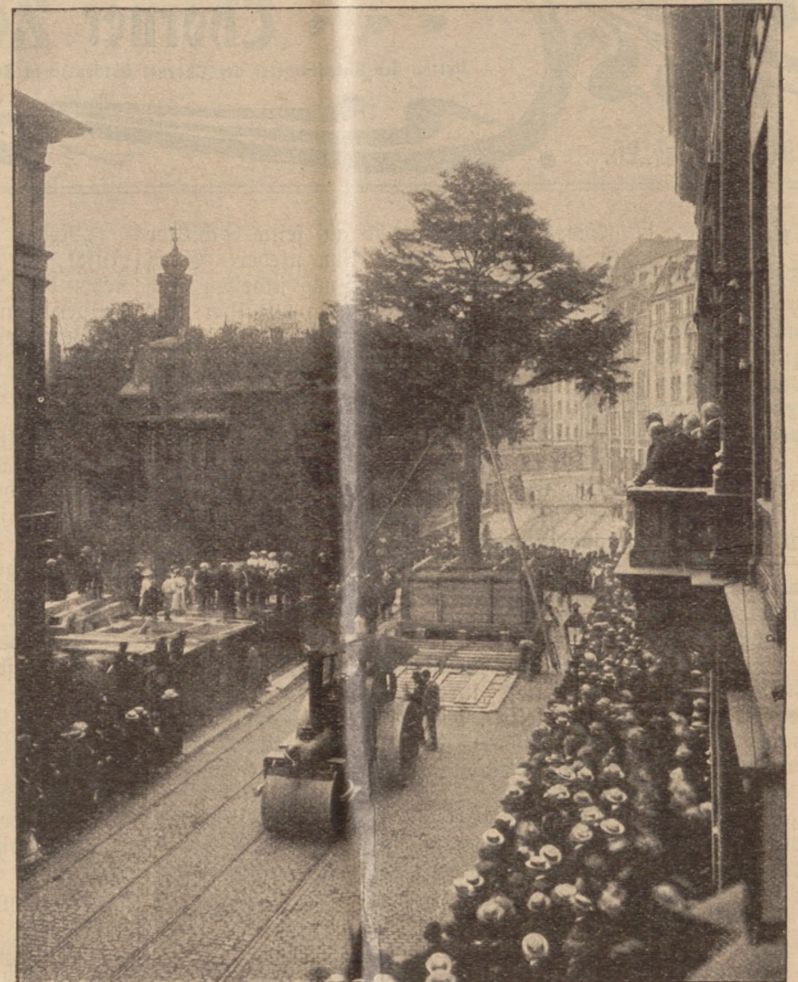
3.

„Was Prügel sind, das weiß die Welt sehr wohl, was aber die Liebe ist, das hat noch niemand herausgebracht," sagt Heine. Die Welt steht schon eine hübsche Weile, aber in dieser ganzen langen Zeit ist es noch niemand gelungen, zu erklären, was denn eigentlich die Liebe sei, diese gewaltige Kraft, dieses gleichzeitig geheimnisvolle und siegreiche Walten der Natur, das Geschlecht auf Geschlecht, Frühling auf Frühling, Jahr auf Jahr hervorbringt, wie eine lange Kette immer ein Glied aus dem anderen wieder neu formt und bildet. Und wenn auch der Mensch behauptet, daß die Liebe eine Sache sei, die nur ihn anginge, so kann doch niemand wissen und behaupten, ob nicht Tiere und Pflanzen bei jedem Frühlingserwachen dieselbe Macht in sich fühlen, derselben Gewalt gehorchen.

Wie seinerzeit Severa de Mendrisi trotz ihrer Unabhängigkeit, ihrer unbeschränkten Selbstbestimmung Kummer und Sorge, ja Schmach und Entehrung auf sich genommen hatte um ihrer Liebe willen, so verfiel nun auch Santina dieser Macht, die rätselhaft, ohne daß sie es wußte oder hindern konnte, von ihrer Seele Besitz ergriff. Sie wurde unruhig, nachdenklich, zweifelnd an allem, was ihr bisher als fest und sicher galt. Niemals in ihrem Leben hätte sie es für möglich gehalten, daß es ihr einfallen könne, sich an dritte Personen zu wenden, um irgend eine Aussage ihrer Mutter zu kontrollieren, und doch hatte sie sich an den alten Gioachimo gewandt, um von ihm zu erforschen, ob Herr Asso d'Affiri ein Weinhändler sei oder nicht.

Nun wußte sie, daß er keiner war, und ihre Mama sie getäuscht hatte.

Auch das wäre schließlich noch nicht schlimm gewesen. Severa konnte hundert unschuldige Ursachen dazu gehabt haben. Aber es kam eines zum anderen. Der Schatten, der auf ihr und Benvenuto lag, der jede Vertraulichkeit und Harmlosigkeit bannte, dieser unheimliche Schatten beunruhigte, quälte und peinigte sie. Ohne daß sie selbst wußte, warum das so war, fragte sie sich stürmisch, leidenschaftlich, warum es nicht anders sei, warum sie nicht auch frei und offen hören, reden und verkehren konnte, wie und mit wem sie wollte.



Transport des Eibenbaumes in Frankfurt a. M. (S. 203)
Nach einer Photographie der Lichtdruckanstalt C. F. Fay in Frankfurt a. M.

Am nächsten Tage fragte sie Benvenuto, den sie an der Grenze des Parkes, im Garten des Villino traf, warum er nicht mehr durch den Park der Villa Miramar gehe. Benvenuto war verlegen und antwortete ausweichend.

Unwillig, zornig, fast weinend erzählte sie das ihrer Mutter, die wieder in befremdlicher Weise bestürzt und verlegen wurde.

„Mein liebes Kind," sagte Severa hastig, „das ist kein Umgang für dich. Du mußt ihn aufgeben."

„Warum?" fuhr es ihr heraus, fordernd und zurückweisend zugleich. Sie erschrak über sich selbst. Niemals in ihrem Leben hätte sie es für möglich gehalten, daß sie bei einem Rat ihrer Mutter in dieser Weise nach dem Warum fragte. Sie konnte sich das ebensowenig erklären wie Severa selbst, nur daß eines Tages früher oder später unter solchen Verhältnissen solche Fragen auftauchen mußten, das fand Severa natürlich und darin bestand ja ihre größte Sorge. Santina war in einem Alter, in dem die Warum dutzendweise entstehen, ohne daß Severa irgend eine Antwort darauf geben konnte oder wollte.

Santina war jetzt achtzehn Jahre und merkte es sehr wohl, daß ihr Verkehr mit Benvenuto der Natürlichkeit, der Unbefangenheit entbehrte und daß sich der junge Herr von ihr zurückzog. Er tat das verlegen und wohl auch ungern, aber sie empfand es deshalb nicht weniger bitter und schmerzlich. Früher genügte ein Wort ihrer Mutter, um solche Mißstimmungen zu zerstreuen. Sie schmiegte sich an sie, eine kleine Zärtlichkeit, ein Kuß und alles war vergessen, denn sie war ein Kind. Jetzt aber war sie das nicht mehr, der Hauch des Ewigen, Rätselhaften, Unfaßbaren hatte sie berührt, ihr Wesen gekräftigt und selbständig gemacht, und deshalb fragte sie, mußte sie fragen: „Warum — warum?"

„Liebes Kind," erwiderte Severa, „es gibt so mancherlei Rücksichten, die eine junge Dame nehmen muß, auch wenn sie nicht immer weiß weshalb. Besonders wir beide müssen uns in acht nehmen, weil wir allein, ohne männlichen Schutz in der Welt stehen.

Das neue Kurhaus in Wiesbaden.

Nach einer Photographie von K. Schipper, Hofphotograph in Wiesbaden.

Wenn erst dein Vater wieder bei uns ist, dann wird das alles anders werden."

Es war keine Antwort auf ihre Frage, das wußte Santina wohl, und das fühlte auch Severa. Aber es lag ein Trost, eine gewisse Zuversicht in den Worten, die ihre Hoffnung nährte. —

Der Park der Villa Miramar lag, wie das bei allen Gärten in Sorrent mehr oder weniger der Fall ist, höher als die Straße, die, schmal und auf beiden Seiten mit hohen Mauern begrenzt, außerhalb hinlief, zur Verbindung der einzelnen Gehöfte und Stadtteile.

Santina ging nachdenklich und in sich gekehrt im Park hin und her, wobei sie in die Nähe der Gärtnerwohnung, die am Ausgang nach der Straße lag, kam. Plötzlich blieb sie lauschend stehen. Von jenseits der Mauer, also von der Straße herein, von wo man sie nicht sehen konnte, klangen Stimmen.

„Il Postino!"*) schrie jemand draußen.

„Ich komme," antwortete der alte Gärtner und öffnete das Tor.

„Schau, schau," sagte der Briefträger nach einer kleinen Pause, „die Villa Miramar ist also auch wieder bewohnt?"

„Ja. Seit einigen Tagen."

„An Frau Severa de Mendrisi — stimmt das?" fragte der Briefträger wieder.

„Ja. Geben Sie nur her."

„Na, und der Graf? Er muß doch nun auch wieder freikommen?"

„Addio, addio!" sagte Gioachimo und schlug statt aller Antwort das Tor zu.

Einen Augenblick stand Santina wie erstarrt. Sie faßte rasch mit der Hand nach dem Herzen, als ob sie dort einen empfindlichen Schmerz fühle. Dann trat sie langsam aus dem Seitenweg an der Mauer heraus auf den Hauptweg, wo ihr in demselben Augenblick der Gärtner mit einem Brief in der Hand entgegentrat.

„Für mich?" fragte sie kurz.

„Nein, Contessina, für Ihre Frau Mutter."

„Geben Sie her, Gioachimo. Ich will den Brief der Mama bringen."

„Das darf ich Ihnen doch wohl nicht zumuten, Signorina," sagte Gioachimo verlegen.



Professor Dr. August Bier.

„Geben Sie nur. Was ist dabei zuzumuten?"

„Eure Gnaden werden verzeihen, aber — ich darf nicht," erwiderte der alte Mann und ging, alles weitere abschneidend, vorüber.

Santina blieb stehen und zupfte wie beschämt eine Nelke, die sie zufällig in der Hand trug, langsam, Blatt für Blatt, auseinander. „Geheimnisse!" murmelte sie dabei leise. „Er darf nicht. Mama hat ihm also verboten — —"

Dann fuhr sie mit der Hand über die Augen. Sie weinte. Warum? mochte sie sich innerlich wieder fragen. Und was war das für ein Graf, der nun „wieder freikam"? Von welchem Grafen konnte hier wohl die Rede sein, wenn nicht von ihrem Vater? „Wieder frei!" Das Wort hallte ihr wie ein Fluch in den Ohren. Was sollte das heißen: wieder frei?

Der Gärtner war eben in dem Hause verschwunden, als auch sie sich umwandte und dem Hause zuging. Sie wußte nicht, was sie da wollte. Ihr war so beklommen, so elend und furchtsam zu Mute, daß sie überhaupt keinen klaren Gedanken fassen konnte. Nur das unbestimmte, dunkle Gefühl hatte sie, daß ihr etwas Entsetzliches, was ihr verborgen werden sollte, bevorstand. Und das unmittelbar vor dem Tage, auf den sie seit Jahren all ihre Hoffnungen, all ihr Glück und ihre Freude gesetzt! (Fortsetzung folgt.)

*) „Der Briefträger!" Mit diesem Ruf kündigt sich gewöhnlich der Briefträger an, wenn er in einem Hause etwas abzugeben hat.

Illustrierte Rundschau.

Der im 83. Lebensjahre verstorbene Maler Professor **Bernhard Plockhorst** wurde am 2. März 1825 in Braunschweig geboren. Ursprünglich von Beruf Lithograph, wurde er von dem bekannten Maler Karl v. Piloty bewogen, an die Akademie nach München zu gehen. Nachdem er seine Studien in Paris, Holland und Italien fortgesetzt hatte, ließ er sich in Berlin nieder, wo er 1859 für sein Gemälde „Maria und Johannes vom Grabe Christi zurückkehrend" mit der goldenen Akademiemedaille ausgezeichnet wurde. Auch in den späteren Jahren wählte Plockhorst für seine Gemälde in erster Linie religiöse Stoffe. Von seinen Porträts sind die Kaiser Wilhelms I. und der Kaiserin Augusta hervorzuheben. — Einer der ältesten und schönsten **Eibenbäume** Deutschlands, der in **Frankfurt a. M.** in dem jetzt an die Stadt verkauften und zur Bebauung bestimmten Gelände des botanischen Gartens der Senckenbergschen Stiftung stand, ist kürzlich unter großen technischen Schwierigkeiten verpflanzt worden. Man hob ihn mit einem gewaltigen Wurzelballen aus der Erde, setzte ihn in einen Holzkasten und brachte diesen auf Rollen. Dann wurde er von einer Dampfwalze durch die ganze Stadt nach dem $3^1/_2$ Kilometer entfernten neuen botanischen Garten fortbewegt und dort wieder eingesetzt. Sein Alter beträgt mindestens 250 bis 300 Jahre. — Das **neue Kurhaus in Wiesbaden** ist von Prof. F. v. Thiersch erbaut und von Diez und Erler ausgeschmückt. Es liegt zwischen dem Kursaalplatz und dem Kurpark. Als Material ist heller Sandstein gewählt. An das hohe Mittelhaus gliedern sich rechts und links niedrigere Flügelbauten an. Eine Freitreppe führt zum Haupteingang empor; sechs mächtige ionische Säulen tragen den Giebel mit dem Wiesbadener Dreililienwappen. Eine kühngewölbte Glaskuppel gibt dem Mittelbau Licht. Die Kosten betrugen rund 5 Millionen Mark. — Zum Nachfolger Ernst v. Bergmanns an der chirurgischen Klinik der Berliner Universität ist der hervorragende Chirurg **August Bier** erwählt worden. Er wurde am 24. November 1861 in Helsen geboren und be-

gann in Kiel als Schüler Esmarchs seine wissenschaftliche Laufbahn. 1895 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt, wirkte 1899 als solcher in Greifswald und seit 1903 in Bonn. Er hat auf die moderne Chirurgie äußerst befruchtend eingewirkt und in seinem Hauptwerke „Die Hyperämie (Blutstauung) als Heilmittel" ganz neue Wege gewiesen.

Riaschennyje, ein russischer Hochzeitsbrauch.

(Mit Bild.)

Das russische Bauernvolk hat sich viele alte Bräuche bewahrt, die namentlich bei Familienfesten ausgeübt werden. So wird zum Beispiel bei Hochzeiten vielfach in den Vormittagsstunden des Hochzeitstages ein wunderbarer Aufzug durch das Dorf veranstaltet, der den Namen Riaschennyje führt. Die jungen Leute verkleiden sich, die Mädchen legen meist Männerkleidung an, während die Burschen sich als Tscherkessen, Zigeuner und rußgeschwärzte, langbärtige Phantasiegestalten ausputzen. In festlicher Kleidung thront in der Mitte des ausgelassenen Trupps die Braut auf einem Pferd. Unter den Klängen der Balalaika, der Harmonika und anderer musikalischen Instrumente zieht die Schar lärmend und tanzend durch das Dorf und darum herum, bis sie endlich zum Hause der Braut zurückkehrt, wo man sich durch ein tüchtiges Frühstück stärkt.

Im Riesenhaupt der Bavaria zu München.

(Mit Bild auf Seite 205.)

Das erzene Riesenstandbild der Bavaria in München hat eine Höhe von fast 20 Meter. Um im Inneren dieser kolossalen Frauengestalt emporzusteigen, hat man schon bis zum Knie 66 steinerne Stufen zu überwinden. Von dort führt eine gußeiserne Wendeltreppe bis zum Kopf hinauf. Die Höhe des Kopfes beträgt ohne den Hals 185 Zentimeter, die Breite des Mundes 36, die jedes Auges 27, die Länge der Nase 56 und die des ganzen Gesichtes 153 Zentimeter. Infolge dieser Maßverhältnisse haben mehrere erwachsene Personen in dem Riesenhaupt Platz. Man klimmt vorzugsweise deshalb hinauf, weil man von dort einen herrlichen Blick auf die Stadt und die Alpen genießt.



Riaschennyje, ein russischer Hochzeitsbrauch.

Das gelobte Land.

Novellette von **H. Abt.**

(Nachdruck verboten.)

Die Sonne war am Untergehen. Tief am Horizonte hing der strahlende Feuerball und sank langsam in majestätischer Ruhe Linie um Linie weiter hinab. Die schnurgerade, holperig staubige Landstraße entlang schritt der junge Dorflehrer. In reizloser Öde dehnten sich rechts und links die dürftigen Felder. Sandiger Heideboden, dem mühseliger Fleiß ein wenig Fruchtbarkeit abzuringen suchte. Kein Baumwuchs, nirgends; so weit das Auge reichte, eine sanftgeschwungene, hügelige Linie, weit und breit nichts als einförmige Flachheit. Aber geradeaus am blauen Himmel da glänzte und glühte die Sonne. Der schritt er entgegen. In seinen Augen leuchtete ihr Widerschein, und seine Brust ward weit. Vergessen war die Armseligkeit der vergangenen Jahre, vergessen auch die quälende Sehnsucht, die so lange an ihm genagt hatte. Denn an ihre Stelle war etwas anderes, unsäglich Beglückendes getreten — die Gewißheit baldiger Erfüllung.

Hochsommer war's. Nur kurze Zeit noch, dann kamen die Ferien. Fünf Wochen lang — fünfmal sieben Tage und Nächte — darunter Nächte, in denen es nicht dunkelte, Vollmondnächte — Vollmondnächte im Süden!

Mitten auf dem staubigen Wege war er stehen geblieben. Die Sonne war hinabgesunken. Der Rand des Horizontes schwamm in lichtem Golde, daraus zuckten Flammengarben auf, breiteten, dehnten sich, wölbten sich empor zum gewaltigen, purpurleuchtenden Tor. Und wie er stand und mitten hineinschaute in die feurige Lohe, schritt seine Seele weiter, durchschritt das Tor, trat ein in das Land, das dahinter lag — das gelobte Land.

Seiner Sehnsucht gelobtes Land —



Im Riesenhaupt der Bavaria zu München. (S. 204)

Italien. Er hatte es erzwungen, die Pforte dazu stand ihm offen.

Wie er es möglich gemacht, daß er es sich zusammengespart — wie? Er lachte aufgeregt, glücklich vor sich hin und reckt die Glieder. Sie hatte ihn nicht kraft- und marklos gemacht, die jahrelange Hungerkur — er war frisch und elastisch dabei geblieben. Und jung, so glückselig närrisch jung.

Und nun ging's bald hinaus in die Welt, da wo sie am herrlichsten war, zum ersten Male, seit er lebte, hinaus in die Welt! Hinaus und hinauf! Er, der Sohn des flachen Landes, hinauf auf die Berge! Denn über die Alpen zog er nach Italien. Die Reiseroute lag fix und fertig vor ihm — auch schon seit Jahren. Jeder Ort war vermerkt, jeder Augenblick war ausgenutzt. Und in Rom, auf dem alten Forum, wußte er Bescheid, als sei er selber da vor zweitausend Jahren in wallender Toga zwischen den Säulen gewandelt. Und dann Neapel, der blaue Golf — für ihn hatte er sich die Vollmondnächte aufgespart.

Und bald war das alles sein eigen!

Er gewahrte nicht den grauen Wegstaub, in dem sein Fuß einsank, gewahrte nicht die kümmerliche Landschaft, er sah nur am blauen Himmel das weitgeöffnete goldene Tor.

Und das schlanke Mädchen im dunklen Kleide, die da im Wegstaube dem verzückt Schauenden entgegengeschritten kam, wandte, da sie ihn erreicht, gleichfalls den Blick zurück und sagte mit freundlichem Nicken: „Wie schön das Abendrot heute ist! Als hätt' die Sonne beim Untergang ein goldenes Tor hinter sich aufgebaut.“

Mit froher Lebhaftigkeit wandte sich der junge Lehrer ihr zu. „Ja, sehen Sie's auch, das goldene Tor? Und wissen Sie auch, was dahinter liegt, Fräulein Emma?“

„Dahinter? Dahinter liegt die Sonne.“

„Nun freilich die Sonne. Aber noch mehr, noch viel mehr. Dahinter liegt das gelobte Land.“

„Das gelobte Land —“ Langsam sprach sie es ihm nach und sah ihm in das Gesicht, darauf das Glück leuchtete. Ihre Augen kehrten sich wieder dem Abendhimmel zu, ein sinnendes Lächeln trat um ihren Mund und leise wiederholte sie es noch einmal: „Das gelobte Land —“

Es war in ihrem Ton, ihrem Lächeln ein Ausdruck, als blicke sie wirklich in etwas Schönes, Glückliches hinein, so daß ihm die Frage kam: „Und wie sieht's aus drinnen?“

„Wie's aussieht? O“ — ihr schmales Gesicht färbte sich ein wenig höher, während sie immer geradeaus in den Himmel blickte — „so schön und friedlich — ein langer Weg, der ganz im Sonnenschein daliegt, zur Seite ein weißes Häuschen mit vielen blühenden Rosen davor.“

Kaum daß er, so seines eigenen Reichtums voll, ein Lächeln der Geringschätzung zu unterdrücken vermochte ob ihres armseligen Bildes.

„Also so denken Sie sich's, das gelobte Land — so —“

Sie nickte, und das Lächeln, mit dem sie ihn ansah, besagte, daß sie seine Gedanken las.

„Es scheint freilich nichts Besonderes, aber — es ist m e i n Häuschen, und es sind m e i n e Rosen.“

Er gab nicht Antwort; es hätte ihm wie taktloses Prahlen geschienen, ihr jetzt davon zu sprechen, wie ganz anders sein gelobtes Land ausschaute.

Doch wieder schien sie in seinen Gedanken zu lesen, indem sie sagte: „Sie freilich — vor Ihnen liegt es wohl anders da.“ Und dann mit schöner Wärme fuhr sie fort: „Bald fangen die Ferien an. Die Zeit wird Ihnen schnell vergehen in all der Erwartung. Wenn Sie nur dann immer gut Wetter haben.“

Er nickte zuversichtlich. „Es wird schon. Dort ist ja das Wetter immer schön.“

Dort — sie wußte, wo sein „Dort“ lag. Den alten Italienführer, den er fast Seite für Seite auswendig kannte, hatte sie ihm aus den wenigen hinterlassenen Büchern ihres verstorbenen Vaters hervorgesucht.

„Was Sie alles Schönes sehen werden!“ spann sie den Gedanken an seine Reise weiter fort. „Und dann, wenn Sie wieder heimgekehrt sind und in der Erinnerung alles immer wieder aufs neue durchleben, das wird ja fast noch herrlicher sein. Und viel erzählen müssen Sie mir davon.“

„Freilich, freilich,“ sagte er. Und wie er es sagte, überkam ihn ein seltsam fröstelndes Gefühl. Wenn er wieder heimgekehrt war — heimgekehrt, hierher zurück in das arme Bauerndorf, in den Staub, die Öde des endlos langen, schnurgeraden Weges — und er hatte die Schönheit kennen gelernt, die draußen lag in glänzender, lachender Weite! Sehnsucht würde er sich heimtragen, heiße Sehnsucht, die ihn nicht ruhen und rasten ließ, bis er sich's wieder gespart, geschafft hatte, daß er aufs neue hinausziehen konnte.

Und derweilen ihr viel erzählen, gewiß — und sie würde ihm eifrig lauschen und ihn anschauen dabei mit den hellen blauen Augen, in denen wie jetzt die Mitfreude glänzte.

Sie wollte ihm zum Abschied die Hand reichen und an ihm vorbei dem Dorfe zuschreiten, doch er wandte sich, ihr zur Seite tretend, und sagte: „Wir haben denselben Weg, Fräulein Emma, ich gehe gleichfalls zurück.“

Sie nickte freundlich. So wenig wie ihm kam es ihr in den Sinn, daß er *erst um die* Erlaubnis hätte bitten müssen, sie zu begleiten. Ihre Bekanntschaft war über die Zeit der Förmlichkeit hinüber, hatte sich in Wahrheit niemals viel damit abgegeben. Als er vor Jahren beim Antritt seiner Lehrerstelle Besuch bei der verwitweten Pastorin gemacht, die ihre kärgliche Witwenpension in dem Dorfe verzehrte, wo ihr verstorbener Mann ein halbes Menschenalter lang amtiert, hatte er der Tochter freundschaftlich die Hand geschüttelt. Beim zweiten Wiedersehen schon nannte er sie wie jeder im Dorfe Fräulein Emma. Und als sie vor Jahresfrist nach dem Tode der Mutter die Handarbeitsschule im Dorfe übernommen, hatte er gescherzt: „So, nun müssen wir uns doppelt gut zueinander stellen — als Kollegen.“

Im Grunde genommen freilich waren sie sich trotz der langen Bekanntschaft noch nicht näher getreten. Er hatte zu viel mit sich zu tun gehabt, und sie — sie war sehr beschäftigt. Wenn man so bescheidene Bedürfnisse hatte wie sie, brauchte man ja für seinen Unterhalt im Dorfe nicht viel. Aber man brauchte doch einiges. Und wenn man sich jeden Pfennig mit seiner Hände Arbeit verdienen mußte, galt es von früh bis spät die Hände fleißig regen.

„Und das ist ganz gut so,“ hatte sie ihm einmal mit ihrer freundlichen Stimme geantwortet, als er eine halb bedauernde Bemerkung gemacht über ihr stetes Beschäftigtsein. Die Arbeit ließ kein unfruchtbares Grübeln aufkommen, keine in trauriger Sehnsucht verbrachten Stunden, denn sonst — er sah sie von der Seite an, wie er nun schweigend neben ihr her schritt — sie war ja noch nicht alt, und der lange, staubig öde Weg, der seiner jungen Ungeduld oft so unerträglich dünkte, sie ging ihn ja auch, würde ihn immer gehen müssen, und sie hatte nicht wie er die Gewißheit, doch einmal, auf kurze, selige Wochen, herauszukommen. Keiner würde ihr, der Armen, die noch dazu nicht sonderlich hübsch war, nur lieb aussah, die Pforten ihres „gelobten Landes“ öffnen und sprechen: „Tritt ein.“

Und sie war noch jung. Nein, nein, er würde ihr nichts erzählen, wenn er heimgekehrt war. Schon jetzt — sie empfand es nicht, doch er — ein Schämen kam ihm fast, daß er es so viel besser haben sollte als sie, ein Gefühl, als habe er gar kein Recht darauf. Freilich, wenn jemand seinen Mangel gar nicht empfand! Und sie empfand ihn doch nicht.

„Fräulein Emma, haben Sie es schon einmal so recht an sich verspürt, was Sehnsucht heißt?“

Sie schrak zusammen bei seiner plötzlichen Frage. Und er sah es deutlich, ein heimliches Zittern durchlief sie. Die Augen hielt sie gesenkt.

„O, etwas davon lernt wohl ein jeder an sich kennen. Da heißt's eben beizeiten die Hand darauf halten, daß es nicht über den Kopf wächst.“

Sie blickte ihn wieder an. Über ihren blauen Augen lag etwas Dunkles, das doch zugleich ein Leuchten war.

Schön waren ihre Augen, auch der Mund — weich und zärtlich —

Wieder senkte sie die Lider, und über ihre Wangen huschte es rot, wie er sie so seltsam fragend ansah. War es ihm doch, als sähe er sie eigentlich heute zum ersten Male.

Jung war sie — und wenn man sie richtig ansah — auch hübsch.

Das Dorf lag vor ihnen. Er blieb jählings stehen. In einer Minute würden sie sich freundlich Lebewohl sagen, wie stets, wenn sie sich so zufällig begegnet waren. Dort die Gasse hinauf lag seine Wohnung, das kleine Lehrerhäuschen, frisch getüncht, weiß. Und an den beiden Rosenstöcken, die er voriges Jahr gepflanzt, brachen die ersten Knospen hervor.

Und sie — sie ging dann um die Ecke, da beim Krämer wohnte sie im Dachstübchen.

Er blieb vor ihr stehen und sah sie an. Es war ihm, als könne er heut nicht enden wie sonst, als müsse er zu ihr reden — aber was?

Da hatte sie ihm schon die Hand gereicht. „Gute Nacht. Schöne Träume!“

Lächelnd und im Gehen noch einmal zurücknickend, bog sie um die Ecke.

Er sah ihr nach und schritt langsam, gesenkten Kopfes seinem Häuschen zu.

Schöne Träume! In Träumen saß er am offenen Fenster zur späten Nachtstunde, wo alles im Dorfe längst im tiefen Schlafe lag. Doch sein Träumen war unruhvoll und trieb ihm die Gedanken umher, daß sie keinen festen Punkt fanden, an dem er sie hätte fassen und halten können. Zuweilen griff seine Hand in einen der Rosenstöcke vor dem Fenster. Bald würde er die blühen sehen in üppiger, schier endloser Fülle, dort, wo die Rosen nie verblühen. Und ob das wirklich so viel schöner war, dieser verschwenderische, unerschöpfliche Reichtum — so viel schöner, als wenn eine vor ihrem weißen Häuschen mit ängstlich zärtlicher Sorgfalt ihre Rosen hütete, daß ihnen der Winterfrost nichts anhaben konnte, und dann zum Frühling die Zweige der Sonne zu bog, daß sie die Knospen hervorlockte. Und dann Tag um Tag davorstand und spähte und aufjubelte, wenn über Nacht die Blüten sich erschlossen —

Er sprang auf, durchmaß das Stübchen. Freilich war's schöner! Um so viel schöner, als das stolz prunkende Königsgewand schöner ist denn der Armut demütig bescheidenes Kleid. Und er, der allezeit da gestanden, wo der Erde Bettler stehen, er wollte einmal, einmal wenigstens wandeln, wo die Könige schreiten und sich der ihren einer fühlen. Ein armer Teufel, der jahrelang gedarbt, entbehrt, um einmal eine Stunde lang verschwenden zu dürfen. Und wer wollte sagen, er dürfe es nicht, wer wollte es ihm wehren?

Er fuhr sich über die Stirn, die heiß war, als ob dahinter ein Fieber glühe. Jawohl, der Freude Fieber, die ungeduldige Sehnsucht.

Da heißt's beizeiten die Hand darauf halten, daß es nicht über den Kopf wächst.

Aber warum hätte er's gesollt? Er hatte keine anderen Pflichten, hatte für keinen Sorge zu tragen als nur für sich. Er nahm keinem, wenn er sich selber gab.

Sie — worauf mochte sie wohl die Hand gehalten haben, daß es ihr nicht über den Kopf wuchs, oder — ins Herz hinein?

Wieder griff seine Hand in den Rosenstock, und ein Schmerz ließ ihn zurückzucken. Er hatte in die Dornen gefaßt.

Und er war ein Narr, der in der Nacht Gespenster sah!

— — — — — — — — — — — — — —

Gestern hatte er die Schule auf fünf Wochen geschlossen. Wie das wilde Heer waren die Buben zur Tür hinausgestürmt. Er hatte sie gewähren lassen. Mochte ihre Freude sich austoben. Die seine war stiller. Ganz still sogar. Mit leisen Schritten ging er um Sonnenaufgang in seinem Stübchen hin und her, behutsam, scheu fast, als fürchte er, zur Unzeit irgend etwas aufzuwecken. Vielleicht die seltsam unruhvollen Gedanken, die hier in den letzten Wochen so manches Mal auf ihn eingedrungen waren und sich jetzt in die Ecken verkrochen hatten. Sein kleines Handköfferchen hatte er bereits gestern zu der nächsten Bahnstation geschickt, eine leichte Umhängetasche war alles, womit er sich für seinen Marsch dahin beschwerte.

Und nun stand er fix und fertig da — reisefertig. Im neuen hellgrauen Touristenanzug, das weiche Filzhütchen auf dem blonden Haar. Noch einmal sah er sich ringsum im Stübchen, dann schritt er hinaus und schloß hinter sich die Tür.

Draußen waren an den beiden Stöcken die Rosen aufgeblüht. Da würde sich nun keiner dran erfreuen, denn bis er wiederkam, waren sie dahin. Eine halboffene, purpurrote brach er und steckte sie sich an den Hut.

Und nun vorwärts. Die Gasse war noch still, hinter den Fenstern ruhte es noch. Und wieder schritt er leise dahin, als wolle er nicht vorzeitig die Schläfer wecken.

Jetzt hatte er das Dorf verlassen, vor ihm lag die schnurgerade, lange Landstraße.

Da hatte es mit einem Male auch ihn gepackt, daß er gleich seinen Buben hell hinausjubelte und mit ein paar tollen übermütigen Sätzen vorwärts sprang. Nun war's so weit, nun ging's hinaus, nun zog er in das gelobte Land. Und er lief dahin, wie die Jugend läuft, wenn sie dem Glück entgegenhastet.

Plötzlich stockte sein Fuß.

Im Graben, der das Kornfeld vom Wegrand trennte, hatte sie gesessen. Jetzt stand sie auf und trat ihm entgegen.

„Ich wollte Ihnen doch noch einmal Glück auf die Reise wünschen.“

Selbst den Hut vergaß er zu ziehen, so hatte ihr unvermutetes Erscheinen ihn betroffen. Und wieder kam das seltsame Gefühl über ihn: leise schreiten, daß nicht die Schlafenden erwachen.

In der Hand hielt sie ein kleines, in Samt gebundenes Buch, das reichte sie ihm nun entgegen. Auf der einen Seite war eine zierliche Stickerei, ein Lorbeerzweig und eine Rose, darunter stand mit goldenen Lettern „Italien“.

„Da — bitte — Sie sollen hineinschreiben, was Ihnen täglich Schönes begegnet.“

Er hatte das Buch genommen, hielt ihre Hand dabei fest und sah ihr in die Augen. Ob die mühsame Arbeit daran schuld war, daß die so matt aussahen? Sie hatte gearbeitet für ihn, hatte an ihn gedacht — Es mußte ihr Schmerz verursachen, so schlossen seine Finger statt gesprochenen Dankes sich um die ihren.

Sie lächelte. „O, es ist ja nicht des Erwähnens wert.“ Dabei sah auch sie ihn an mit stillem, ernstem Blick, und um die Lippen lag das Lächeln. „Und nun leben Sie wohl. Sie haben Eile weiterzukommen.“

„Eile?“ Er machte eine schleudernde Bewegung. „Was tut's, wenn ich den einen Zug versäume. Es gehen ja noch andere.“

„O —“ es war ein Klang der Freude, wie ein rascher Herzschlag, dennoch trieb sie ihn an. „Nein, nein, Sie dürfen sich nicht versäumen meinetwegen.“

Er lachte. Sein Blick ging zwischen dem Buch in seiner Hand und ihrem Gesicht hin und her. „Und warum nicht? Sie haben sich ja auch versäumt meinetwegen.“

Er sah von ihr hinweg, die Straße entlang und rechts und links über die Felder. Der gestrige Gewitterregen hatte den Wegstaub gelöscht, und auf den Feldern reifte der Erntesegen. Es war ein gutes Jahr, die Halme standen schwer. Neue Gedanken waren in ihm erwacht, begannen auf ihn einzudringen, sich an ihn zu hängen und ihm zuzurufen: „Wach auf, so wach doch auf!“

Ja doch, ja doch, er wachte. Er sah die Reifekraft ringsum, die der öden Landschaft fast eine gewisse Schönheit gab, er sah am blauen Himmel die Sonne und freute sich ihrer. Und er freute sich, daß Emma seiner gedacht und gekommen war, ihm noch einmal den Weg zu segnen.

„Geben Sie mir noch ein Stück das Geleit, Fräulein Emma,“ bat er.

„Gern, wenn Sie es mögen,“ erwiderte sie.

Doch da sie nun beschleunigten Ganges vorwärts zu schreiten begann, hielt er sie beim Arm zurück. „Eilt's Ihnen denn so sehr, mich los zu werden?“

Er sah, wie ihr das Rot über das Gesicht lief und selbst das schmale Streifchen des Halses färbte, der über dem weißen Kragen sichtbar war.

„Mir — ach nein. Aber Sie — Sie wollten doch jede Minute ausnützen.“

„Nütz' ich sie denn nicht schon?“ Seine Augen lachten sie an. „Der Himmel ist blau, und die Sonne scheint, und mir ist's, als wär' ich schon mitten drinnen im gelobten Land. Ob's überhaupt noch schöner kommen kann, als wie's jetzt ist —“

„Gewiß, noch viel, viel schöner.“ Ihre Stimme klang leise, ihre Augen blickten den langen Weg geradeaus.

„Wirklich, meinen Sie?“ fest sah er sie an.

Sie nickte bloß und schritt wieder schneller dahin. Und in ihm wuchs das Glücksgefühl, trieb seinen Fuß, daß er vor ihr her lief, dann wieder zurückkam und vor ihr stehen blieb.

„Jetzt lauf' ich Ihnen davon — was?“

„Ja,“ sagte sie ganz sanft, hielt den Schritt ein und bot ihm die Hand. „Hier wollen wir Abschied nehmen. Noch einmal also: Glück auf den Weg!“

Ihm gab's einen Ruck. Hier schied sich ihr Weg. Seine Hand fuhr nach der Tasche und zog die Uhr hervor. „Da — den einen Zug hab' ich nun noch glücklich versäumt.“

Wirklich, es war ihm ganz glücklich dabei zu Mute, wie er das sagte. Und wenn er noch einen versäumte und noch einen — und noch einen — wenn er die ganze Reise versäumte, von der er das Beste doch schon vielleicht vorweg hatte —

Dabei sah er sie immer an. Ein blaues Kleid trug sie — nicht wie gewöhnlich das dunkle, schlichte. Sie hatte sich schön gemacht — fürs Abschiednehmen. Und heiß und heißer stieg's in ihm herauf: hier schied sich ihr Weg. Und wie die Angst ihn packte, daß das ja nicht sein könne, nicht sein dürfe, zuckte es ihm jählings von den Lippen: „Fräulein Emma, möchten Sie wohl mit mir in das gelobte Land ziehen?“

Sie erbebte unter seiner Frage. Ihre Stimme war kaum vernehmbar. „O ich — nach Italien! Wie könnt' ich wohl daran denken, wie käme ich dazu —“

Sein Blick ließ nicht von ihr. Und wie sie darunter rot ward und blaß und wieder rot, und ihre Augen in Scheu und Scham sich vor den seinen senkten, jubelte es hell auf in ihm: das, was er in sich getragen seit lange schon und dessen er sich nicht bewußt geworden war, weil es so still in seiner Tiefe ruhte.

„Ich meine nicht Italien, ich meine das andere — vor meinem Häuschen blühen die Rosen — es sind die Ihren, wenn Sie wollen.“

Sie brachte kein Wort hervor. Aber aus ihren Augen fiel es herab, heiß und schwer, und fiel auf seine Hände, welche die ihren hielten.

Da gab er sie frei, riß die Tasche von der Schulter und warf sie auf den Weg, gerade zu ihren Füßen. „Hier — ich brauch' sie *nimmer*. Ich hab' mein Reiseziel gefunden.“

Doch tief erschrocken wehrte sie ab. „Nein, nein, nicht um mich das aufgeben, was Ihre Sehnsucht war, worauf Sie sich zeitlebens gefreut —“

Sein helles Lachen schnitt ihr ins Wort. „Ich geb's nicht auf. Ins gelobte Land hab' ich gewollt, und ich ziehe hinein — mit dir. Nicht auf fünf Ferienwochen, fürs ganze, lange Leben.“

Sein Arm hielt sie umschlungen, und ihr junges Herz schlug an dem seinen.

Da brach mit einem seligen Aufschluchzen das Glück aus ihr heraus. „Ich will dir's danken, ich will dir's danken — durchs ganze, lange Leben.“

Mannigfaltiges.

Eine verhängnisvolle Abkürzung. — Die Vermählung des Fürsten Leopold von Eichhoff mit der österreichischen Erzherzogin Dorothea hatte am 16. März 1713 in Wien stattgefunden.

Anfänglich war die Ehe keine sehr glückliche. Die Erzherzogin an dem prachtliebenden österreichischen Hofe erzogen, konnte an der kleinen Eichhoffer Residenz keinen rechten Geschmack finden und ging mit dem Plan um, die alte fürstliche Residenz von Grund aus umzugestalten. Dem Fürsten, dessen Finanzlage immer sehr zu wünschen übrig ließ, machten derartige Absichten und noch mehr die erforderliche Geldbeschaffung nicht wenig Sorge.

Unter anderem hatte es sich die Erzherzogin auch in den Kopf gesetzt, eine Menagerie anzulegen, wie solche Prinz Eugen von Savoyen in seinem Schlosse Belvedere aufzuweisen hatte. Fürst Leopold war mit der Errichtung des Tiergartens einverstanden und wies den fürstlichen Jägermeister an, die leeren

Käfige zunächst mit einheimischen Tieren, als Mardern, Füchsen, Igeln und dergleichen Geschöpfen, an denen zu jener Zeit im Lande kein Mangel war, zu füllen.

Zum Geburtstage der hohen Frau hatte der Fürst aber eine ganz besondere Überraschung in Vorbereitung, denn der Tierbestand der Menagerie sollte durch indische Affen vermehrt werden. Der Fürst hüllte seine Absicht in tiefes Schweigen, die indischen Affen sollten nicht nur für die Erzherzogin, sondern für den ganzen Hofstaat eine Überraschung sein. Der Fürst schrieb nun zunächst an den holländischen Gesandten wegen der Adresse einer leistungsfähigen Firma und dann eigenhändig an das betreffende Handlungshaus in Batavia, „es möge ihm mit dem nächsten nach Europa abgehenden Schiff 1 od. 2 Affen senden".

Der holländische Gesandte übernahm die Besorgung des fürstlichen Handschreibens; dieses ging an seine Adresse ab, und der Fürst konnte mit Beruhigung der sicheren Ankunft seiner exotischen Gäste entgegensehen. Wegen der Kosten hatte sich Fürst Leopold mit dem Finanzminister ins Einvernehmen gesetzt.

Es vergingen mehr als sechs Monate, da traf endlich der Brief des holländischen Gesandten ein, dem ein Schreiben des Agenten aus Batavia beigeschlossen war. Kaum hatte der Fürst das letztere gelesen, da schien es, als hätte ein Schlaganfall den hohen Herrn getroffen. Er war nach der Lektüre des Briefes kreidebleich geworden, wortlos in seinen Lehnstuhl zurückgesunken und rief mit matter Stimme nach dem Finanzminister. Dieser erschien; die Herren zogen sich in das geheime Kabinett des Fürsten zurück, dort reichte Fürst Leopold seinem treuen Diener das eben erhaltene Schriftstück, indem er völlig gebrochen mit matter Stimme lispelte: „Lese Er — lese Er."

Der Finanzminister las, und je weiter er in der Lektüre fortschritt, desto mehr verfinsterten sich seine Züge, zum Schluß war er so fassungslos wie der Fürst selbst.

Nach einer langen, peinlichen Pause sagte Fürst Leopold mit tiefer Resignation: „Lese Er mir den Brief nochmals vor, doch lese Er langsam, so daß ich jedes Wort zu verstehen vermag."

Der Fürst warf sich in einen Lehnstuhl, das müde Haupt auf die Hände stützend. Der Hofwürdenträger nahm das Schreiben und las:

„Euer Durchlaucht, gnädigster Herr und Fürst! Durch den holländischen Herrn Residenten Mynheer van der Bruggen erhielt ich Dero höchstgnädiges Handschreiben. So sehr ich beflissen war, die Befehle Eurer Durchlaucht auszuführen, und so wenig ich auch die ganz beträchtlichen Kosten scheute, um dem geäußerten höchsten Wunsche nachzukommen, so war es mir doch unmöglich, die große Zahl der gewünschten eintausendundzwei Affen aufzutreiben. Neunhundertdreiundachtzig Stück habe ich für Rechnung Eurer Durchlaucht aufgekauft, dieselben sind am 20. dieses Monats, auf vier Schiffe verteilt, an ihren Bestimmungsort abgegangen. Mynheer van der Bruggen wird Fürsorge treffen, daß die kostbare Fracht richtig Eurer Durchlaucht zugestellt werde, den Betrag von zwölftausendachthundertsechsundzwanzig Talern habe ich in Amsterdamer Wechseln auf den Namen Eurer Durchlaucht gezogen, der Bestellbrief von der Hand Eurer fürstlichen Gnaden liegt der Faktura angeschlossen. Die fehlenden neunzehn Stück Affen waren weder in Borneo noch in Sumatra, wohin ich mich gewendet habe, zu bekommen, und bitte ich untertänigst, mir diesen Abgang nicht verübeln zu wollen.

Ich halte mich Eurer Durchlaucht auch für künftige Zeiten bestens empfohlen, in devotester Untertänigkeit Dero ergebenster

Petrus van Zwiesel, Batavia."

Der Finanzminister hatte zu Ende gelesen und sah jetzt den Bestellbrief an. „Eure Durchlaucht," sagte er, „können es dem van Zwiesel kaum verargen, ich selbst lese hier ganz deutlich 1002, die beiden Nullen sind offenbar die Abkürzung des Wortes ‚oder'; die Bestellung hätte sollen in Worten und nicht in Ziffern erfolgen."

„Lieber L.," entgegnete der Fürst, „das macht die Sache nicht anders, die Bestien sind auf dem Wege hierher. Ich weiß mir keinen Rat, Er muß helfen."

Der Finanzminister ging, alle Etikette beiseite lassend, mit auf dem Rücken gekreuzten Armen im Zimmer auf und nieder, der Fürst trommelte mit den Fingern nervös auf der Lehne des Armstuhles und dachte vorläufig an gar nichts.

„Durchlaucht," nahm der Finanzminister endlich das Wort, „meiner untertänigsten Ansicht nach müssen wir schauen, die Bestien so rasch als möglich los zu werden. Ich höre, daß der Kaiser in Wien einen großen Tiergarten hat, wir machen also Seiner Majestät zweihundert zum Geschenk und dem Prinzen Eugenio von Savoyen hundert Stück..."

„Mache Er, was Er will, nur befreie Er mich von den Bestien, die nicht einmal jagdbare Tiere sind. Löst Er seine Aufgabe glücklich, so ist Ihm das Großkreuz des Ordens vom Sterne der heiligen drei Könige sicher; Er weiß, daß damit der Baron verbunden ist." —

Der Finanzminister bewältigte in der Tat seine schwierige Aufgabe glücklich. Der Kaiser nahm die zweihundert Stück Affen huldvollst an, ebenso der Prinz von Savoyen; die Gegengeschenke, welche Fürst Leopold dafür erhielt, entschädigten ihn fast für alle seine Auslagen. Den Rest der Affen wußte der Finanzminister sehr geschickt auf die übrigen Reichsfürsten zu verteilen. Der Kaiser baute in Schönbrunn einen großartigen Affenpavillon, und da die Nachahmungssucht dazumal ebenso lebhaft war wie heutigestags, so wollte nach dem kaiserlichen Vorbild bald jeder Fürst seinen Affenpavillon haben. Fürst Leopold wäre auch zweitausend Vierhänder los geworden, wenn er sie besessen hätte.

Der Finanzminister erhielt den wohlverdienten Stern der heiligen drei Könige; dem Fürsten wie seiner erlauchten Gemahlin aber war nach den gemachten Erfahrungen die weitere Lust zur Anlage einer Menagerie für immer vergangen. [v. Lychdorff.]

Napoleon als Arzt. — Im Juni 1799 geriet das Heer, welches Napoleon nach Ägypten und Syrien geführt hatte, in einen Zustand gänzlicher Entblößung von allen Nahrungsmitteln, der den Feldherrn nötigte, den schleunigsten Rückzug anzuordnen. Dem stellte sich jedoch ein Hindernis in den Weg, da französische Soldaten im Hospital zu Jaffa an der Pest krank daniederlagen. Sie mitnehmen, hieß den Gesunden den Tod bereiten, sie zurücklassen, bedeutete, die Unglücklichen der grausamen Hand der ergrimmten Feinde ausliefern. In diesem Dilemma besprach sich Bonaparte mit seinem Leibarzt Desgenettes, ob die Leiden der Pestkranken, die nun doch einmal eine Beute des Todes werden mußten, nicht durch ärztliche Kunst abgekürzt werden könnten. Desgenettes wies dies Ansinnen jedoch energisch zurück, und Napoleon erklärte, da werde er eben selbst den Arzt machen müssen. Er besprach sich mit dem Feldapotheker Alexandre Royer, und dieser mischte den Kranken in die einen Tag vor dem Abzug der Armee verabreichte Medizin eine starke Dosis Opium, so daß von den 60 Patienten nicht einer lebend zurückblieb. [J. W.]

Nicht aus der Fassung zu bringen. — Die berühmte Tänzerin Fanni Elsler erhielt eines Morgens den Besuch einer Kollegin, ehe sie noch Zeit gefunden hatte, Toilette zu machen.

„Was sehe ich," rief die Kollegin erstaunt, „Sie haben ja bereits graues Haar!"

„Allerdings," versetzte die Elsler ohne die geringste Verlegenheit, „infolge eines heftigen Kummers ist es in einer Nacht grau geworden."

Am nächsten Tage besuchte die Kollegin Fanni Elsler wieder; diesmal hatte diese bereits Toilette gemacht, und ihr Haar erglänzte im schönsten Schwarz.

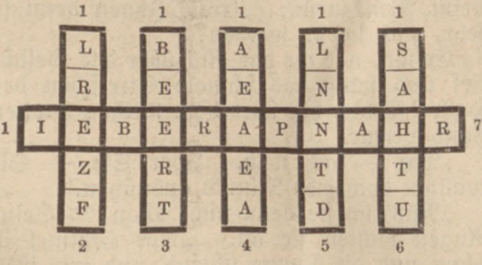
„Aber, liebste Freundin," rief die Kollegin boshaft, „heute hat Ihr Haar ja wieder seine Originalfarbe!"

„Jawohl," versetzte diese mit wunderbarer Kaltblütigkeit, „infolge einer großen Freude ist es in einer einzigen Nacht wieder schwarz geworden." [—dn—]

In der Sommerfrische.

. . . Alsdann erscht in oaner Stund wünschen S' 'n Kaffee? . . . Da sind S' schon so freundli' und nehmen S' Ihna die Kaffeekannen ins Bett — mir is 's Feuer ausgangen!

Leisten-Rätsel.



Die Buchstaben in obiger Figur sind so zu ordnen, daß folgende Wörter entstehen: 1—2 ein Männername, 1—3 ein inneres Organ, 1—4 eine Frucht, 1—5 ein Nagetier, 1—6 eine Stadt in Italien, 1—7 eine Stadt in Deutschland.

Auflösung folgt in Nr. 27.

Homonym.

Es waren vier treue (hier folgt das Wort),
Die zogen vereint aus dem Städtchen fort.
Im nächsten Wirtshaus da kehrten sie ein,
(Nochmals das Wort) dort den köstlichen Wein.

Auflösung folgt in Nr. 27.

Wort-Rätsel.

Wenn ein Wald noch nicht gelichtet,
Ist er wie ein Wort berichtet.
Dieses ist das erste Wort,
Doch das zweite folgt sofort.

Bei dem Kochen in der Küche
Gibt es mancherlei Gerüche.
Jedem Topf entsteigt auch dort
Das, was nennt das zweite Wort.

Als ich zwischen zwei Verwandten
Stand, war erstes Wort vorhanden;
Doch wer uns dazwischen stellt,
Zweites Wort alsbald erhält.

Leser, spiel nicht den Pedanten
Wegen eines Konsonanten:
Ob er groß geschrieben sei,
Klein, kurz, lang, sei einerlei:

Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösungen von Nr. 25:

des Bilder-Rätsels: Froher Mut ist allzeit gut;
der dreisilbigen Scharade: Romantisch.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.